Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 50

Artikel: Mein Pfarrhaus Autor: Birnstiel, J.G.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646692

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nummer 50 - XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Gebruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Dezember 1921

So fern!

Von Rudolf Niggeler (1845-1898).

Mich fasst ein Träumen wunderbar, Wenn ich am Fenster steh'; Der helle Mond beleuchtet klar Auf Flur und Tann den Schnee! Wie lausch' ich da so gern! Er fliegt heran - er braulet fort -Du bist so fern, so fern!

Nun stäubt der Nord den Schnee dahin Die Wetterfahne seufzt und girrt Wohl über's weite Feld, Und schwarze, schwere Wolken ziehn Schneeflocken wirbeln wild verwirrt, Empor am Rimmelszelt; Horch, klingelndfährt ein Schlitten dort, Dort funkelt noch mit trautem Schein Du zogit davon; ich starrt', erwacht, Ein golden schöner Stern! Doch ach, die Wolke hüllt ihn ein - Nun wein' ich wohl die lange Nacht, Du bist so fern, so fern!

Da drüben auf dem Thurm, Stets lauter heult der Sturm! Dir nach als einem Stern — Doch immer bleibst du fern!

Mein Pfarrhaus.

Appenzeller=Erinnerungen von J. G. Birnstiel.

In mehreren Gemeinden habe ich zwischen meinem vierundzwanzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahre Einzug gehalten. Die große Freude, den Schlüssel für ein haus, das ich gewissermaßen als mein eigen betrachten und ge= brauchen durfte, in die Hand zu bekommen, ist mir also gu wiederholten Malen zuteil geworden. Nie aber war sie so über die Magen groß, wie damals, als der Kirchen= präsident von Schönengrund mich nach meinem Pfarreinsat unter seine Fittige nahm und mit mir durchs Dunkel der Novembernacht gegen ein zweigiebliges Appenzellerhaus mit vorgelagerter Steintreppe und langen Fensterreihen schritt. Wohl hatte ich schon in meinen Studentenjahren das stolze Selbstgefühl gekannt, das der Besitz eines eigenen Hausschlüssels dem verleiht, der ihn hat. Doch was war das, verglichen mit dem Hochgefühl, das mich erfüllte, als ich gum Schlüssel nun auch das Haus bekam.

Man stelle sich vor, ein Mutterbüblein, das bisher nur am Brunnen gespielt, tomme gum erstenmal an einen Bach, und es höre die Stimme: "Tummle dich, leg dich ans Ufer oder plätschere im Wasser, schneide dir Ruten, fange dir Fischlein, wirf Steine über die Wellen, mache überhaupt, was du willst, denn siehe, alles ist bein!" Was wird es tun? Starr sein vor Staunen? Aufspringen vor Freude oder Purzelbaum schlagen por Wonne? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß mir fast wie einem solchen Kinde gumute war, als mein Mentor verschwand und ich im Sausflur den eigenen Schlüssel umdrehte, — im eigenen Saus. Im eigenen? Gott bewahre! Der Gemeinde gehörte es und gehört ihr heute noch. Doch was ging mich das an? Ich nannte es mein, und "mein" Pfarrhaus nenne ich es heute noch, nach bald vierzig Jahren, obschon inzwischen der Amtsbrüder viele dort ein= und ausgezogen sind.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Ort erzählt habe, nämlich: daß in jener ersten Nacht meine Eltern, die meinen Einzug mitgefeiert, mit unterm gleichen Dache geschlafen haben — daß ich aus übertriebener Furcht vor der ersten Kanzelpflicht noch in die tiefe Nacht hinein studierte und ins Bett ging, ohne die Petrollampe auszulöschen — daß der Nachtwächter sich darüber schwere Gedanken machte, mit denen er im Dorfe nicht hinter dem Berge hielt usw. Von meinem Pfarrhaus will ich jest lieber etwas sagen. Nicht so, daß ich mit dem Leser nun vom Reller bis zum Estrich steige und ihm alle Gelasse und Rammern öffne. Nur auf ein paar Linien im Gesicht des Sauses möchte ich ihn verweisen, hoffend, er werde dann selbst auf die Seele des Ganzen schließen.

Das Gesicht, mit dem mein kleines Pfarrhaus in die Welt schaute, war vornehmlich ein Appenzellergesicht und zwar ein heimeligsfröhliches. Ein paar stattliche, nach dem Giebel hin sich verjungende Reihen von Schiebfensterlein mit höchst altmodischen, durch Lederriemen bewegbaren Aufsugläden, dazu ein währschafter, weißbestrichener Schindelsschirm — das zeugte von unverfälschter Appenzellerart.

Ein wenig Amtsmiene hatte das Gesicht meines Häuschens auch, denn hinter der untersten Fenzerreihe, links neben der Haustüre, wurde die kirchliche Unterweisung für große Buben und Mädchen erteilt, und dort wartete allemonatlich mindestens einmal die Göttin, die mit verbundenen Augen das Schwert führt und die Wage hält, ihres Amtes, das heißt, es tagte dort das "Gmendsgricht". Die Kläger und Angeklagten standen dabei jeweils im Hausgang herum, und der Gerichtsweihel, der nebenbei auch Mehmer, Haschierer, Omnesäger und Sticker war, ging mit der Binde am Arm und der silberglänzenden Wappenstafel auf der Brust schweren Trittes auf und ab.

Damit nun aber das Pfarrhaus nicht allzu sehr den Anstrich kleinbürgerlichen Wesens an sich trage, sorgte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein begüterter Bfarrer dafür, daß es irgendwo noch eine aristofratische Linie ins Angesicht bekomme. Aus eigenen Mitteln gab er tem Anbau unter dem andern Hausgiebel größere 3.mmer und in den ersten Stod baute er sogar einen stattichen Saal, der bei Taufschmaus, Hochzeitsfest oder Pastorenvisiten herr= liche Dienste tun mochte, im übrigen aber doch in einem seltsamen Gegensat zum Quartalzäpflein derjenigen Pfarrer stand, die von ihrem reichen Uhnherrn wohl das Umt, doch nicht den Geldsad übernommen hatten. Diesen Minderfapitalfräftigen mag das halbdunkle Gelaß, das dicett unter bem herrschaftlichen Saal gelegen war, wohl heimeliger gewesen sein. Dort lag nämlich, mit Front gegen Landstraze und Rirche, hinter einem breiten Tor, der Solschopf, darinnen die Pfarrherren, wenn sie oben die Feder ausgespritt und die Haare aus der heißen Stirn gestrichen hatten, ihr Leibesfräftchen am Sägbod und Scheitertrog erproben konnten. Mag auch der eine oder andere sich um diese Leibesübung herumgedrückt haben, unter Berufung auf Iohannes 6, 13: "Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ift fein nuge," - ich gehörte nicht zu diesen und habe dem Holzschopf so intensive Beachtung geschenkt, das ich davon in einem späteren Rapitel besonders reden muß.

Weil ich denn aber von einer Seele des Hauses sprach und die Spuren derselben im Bisherigen mehr im äußeren Gesicht des Gebäudes zeigte, so verbeuge ich mich nun vor dem Leser und ersuche ihn, mir rasch in zwei Gemächer zu folgen, deren eines sozusagen das Herz und das andere, um seiner Bestimmung willen, der Kopf des Hauses war.

Das erstgenannte Gemach war die Wohnstube. Bitte einzutreten! Hochgewachsenen Leuten sei freilich der Ruf, der bei der Einfahrt in die blaue Grotte von Capri den Besuchern ins Ohr geschrien wird, recht ernstlich zu Gemüte geführt: "Abasso!" — "Dud dich!" — denn schon mehr als einer hat hier ganz unliedsam den über der Krawatte liegenden Teil seines förperlichen Ichs derb angeschlagen. Iener hochragende Zürcher Raufherr, der neben dem Dorf eine Fabrik besah und nur einen Teil des Iahres im Bergedorf verlebte, wußte, warum er vor dem seweiligen Eintritt in unsere Stude sich büste, als gälte es einen Kotau vor dem Kaiser von China zu machen. Fast im Staube kriechend schlich er, mit dem Hut in der Hand, einher und vergaß

ganz des schönen Wortes aus dem Prediger Salomos: "Ig habe gefunden, das Gott die Wenigen aufregtig gemagt hat, aver sie sugen viele Runge."

In der Tat, es war zwischen den mit weißem Sand bestreuten Brettern des Fußvovens und der Immervede ein so niedriger Raum, daß sogat ich kurzgeratenes Wenschenind mit emporgestrecker Hand reicht gut die Wiese über meinem Haupt berügren konnte. So nach waren sich in meiner Pfarrstube der Himmel und die Erde, und datum war es, zumal für Leute kleinen Rachbers, die nicht anstießen, so hemmelig und warm darin. Bon den Bergen her warf die Wtorgensonne ihre Stragten durch die Reiche der kleinen Fensterlem und unten sang der Dorsbrunnen zu allen Tags und diangtzeiten sein einziges Lied im Plauder.on.

Zwischen dem runden Tisch aber und dem Rachelofen, zwijchen einem neuen Kanapee und dem alten Rlaoier, gingen, wenn abenolicher Weise die Lampe brodelte, jast porbar allerlei gute Genter in der alten Sinbe um, Geiner von Menichen, die hier Freude und Leid ecledt, dann eines Tages den Erdenstaub von den Füßen geschutzelt halten und ausgezogen waren mit dem Versprechen, trot ihres ubschiedes einen warmen Sauch aus der Glut ihres Serzens zurüdzulassen — und Geister lieber Wenschen, die zwar oraugen in der Ferne lebten, aber doch zu mancher guten Stunde Gedanken der Liebe über die Berge sandten. Diese Stube war das Berz meines Heims, schon da.nals, als ich mit meiner getreuen, guten Schwester brinnen wohnte, und lie wurde es erst recht, als nach weniger als einem Jahr das alte Haus eine liebliche, junge Hausfrau erhielt, die mit tausend Zauberfünsten den alten Solzbau samt allem, was unter den zwei Giebeln war, in eine funkelnageineue Heimat wandelte. Daß die guten Geister, die am liebsten in vornehmer Stille den Frieden des Sauses hulen, dann später für einzelne Stunden auf Urlaub gingen, wenn fleine Rinder mit unbändigem Geschrei oder sporadisch auftauchende Studienfreunde mit ebenso unbändigem Lachen die feierliche Ruhe der Stube störten, das sei nur nebenhin erwähnt. Biel Geschrei und Lachen, viel F.uftern und Plaudern, viel Jubeln und Seufzen, hatte hier seit Menschengedenken seine Statt, kam und ging von Seele zu Seele und weihte die alte Stube, das Herz des Hauses.

Und welcher Raum verdiente es, des Hauses Kopf oder die Werkstatt der Intelligenz genannt zu werden? Mit Erröten gestehe ich, daß mein Studierzimmer den Anspruch auf diesen Namen machte. Mit Recht? Ich schweige! Ieden Sonntag brachte die Sonne es an den Tag. Ih habe aber nie gehört, daz sie über den Machwerken meines schöpferisch arbeitenden Kopfes wiederholt hätte, was sie nach vollendeter Weltschöpfung den lieben Herrgott sagen hörte, nachdem er angesehen alles, was er gemacht: "Und siehe, alles war sehr gut!"

In dieser Studierstube sah es anfänglich noch fast ein bischen unwirklich aus. Ein paar Bücher auf einem Gestell, ein Archivkasten aus Urgroßvaters Zeil, gefüllt mit staubigen Atten, Bilder und abgegriffene Studentenmüßen and der Wand und endsich nehst einigen Stühlen ein altmobisches, frischpoliertes Pult, über dem früher der Kopf und die Hände eines kleinen Toggenburger Tuchfabrikanten ihr schweres Tagwerk getan. Mir war dieses Möbel viel, denn

tief unter seinem auf= und zuklapp= baren, eine ichief abfallende Ebene bildenden Dedel lag eine Reite verborgener Schubladen, die leer waren bis auf zwei. Die eine barg nach dem ersten Vierteliahre meines Amtens mein Salarium in Form von runden, Mingenden Fünflisern, Die mit so rätselhaften Kräften auf mich wirkten, daß ich sie dann und wann herausnehmen und betrach en muß e. Eine höchst ungeistliche Uebung, die mir aber kaum gefährlich werden konnte, denn der Mammon, den ich in solcher Menge zuvor nie besessen, ichmolz mir unter der Sand, und die hundert, meist mit Napoleons= föpfen verzierten Taler glichen der Heldengarde in der Schlacht, die, heute noch eine Schar, einmal ein Säuflein, dann eine Gilbe, bernach ein Dugend und gulcht ein bruder= liches Veterancupcar wied, das dem Tode trott, bis neue Truppen aufmarschieren.

In der andern Schublade lag ein Bildchen, und darauf ein Zweigslein vertrochneter Rosen. Bei diessem Geheimfach, sprach ich in den ersten Monaten nach dem Einzug ins Amt noch viel fleißiger vor als an der Geldschublade, doch nur, wenn niemand um die Wege war, wenn ich gute Simmung suchte oder ein Heimweh hatte, von dem ich keisnem Menschen etwas sagen mochte. Die kleine Lade hatte noch das Gute, daß ihre Wundergewalt unsgebrochen blieb, auch wenn die

neben ihr liegende Geldtruhe mit dem Abnehmen ihres Inhaltes einen großen Teil ihrer Zauberkraft verlor. Ob ich mir damals beim Anschauen der beiden Geheimsfächer auch sagte, daz das mit den Rosen hoch über dem mit den Talern stehe, weil das erstere von der Liebe rede und darum eine Wohnung unvergänglichen Gutes sei, während aus dem Geldfästchen ein Geruch des Todes komme das weiß ich nicht mehr. Ich mag ja ähnlich sautende Wahrheiten in der Bibel gefunden und predigend weiter geboten haben. Daß aber auch die Shubladen eines alten Bultes zu Predigern ewiger Wahrheit werden können, das hatte ich wohl nicht eingesehen, vielleicht gerade darum nicht, weil die Wahrheit meinen Augen gar so greifbar nahe lag.

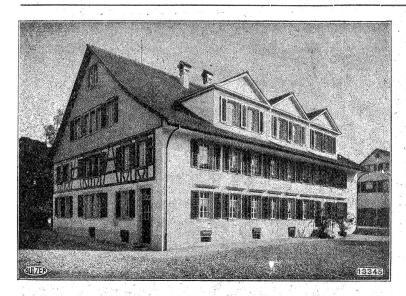
Die Kammer, in der mein geheimnisvolles Schreibpult stand, hat übrigens die Ehre, des Hauses Kopf zu sein, auf die Dauer nicht für sich behalten. Unter ihren Fenstern lag der Dorfbrunnen, und der war das Stelsdichein spielender Kinder, wasserholender Mädchen und waschender Frauen, die sich vom unablässig plaudernden Wasserstrahl der Brunnenröhre nicht wollten beschämen lassen. So schwatz-



C Sonn. — Solbstbildnis. (Klijchee aus "O mein heimatland" 1922, herausgeber Dr. Guftav Grunau.)

ten sie hatt. Und schlug bei etwaiger Uebelhörigkeit einzelner Disputantinnen das Schwatzen nicht an, so ward geschrien. Ich rang mit dem Himmel um große Gedanken, die Weiber aber zogen meinen Geist, wenn er einmal in höheren Regionen zu schweben meinte, an den Zipseln seines Gewandes wieder herab zu Quark und Klatsch des dörfelichen Tages.

Ich hatte, wie man so zu sagen pflegt, in jener Zeit noch keine Nerven. Aber Ohren hatte ich, die alles hörten, und darum kapitulierte ich eines schönen Tages, klappte mein Tintenfaß zu und entschloß mich, nicht nur für einmal, sondern für immer mit Bult und Büchern, Bisbern, Pfeisen, Mühen und andern Andenken an vergangene schöne Zeiten, auszuziehen und meine Werkstatt, die vielseicht mehr als ein Jahrhundert lang das geistige Zentrum des Hauses gewesen war, in ein Kämmerlein unter dem Dach an des Hauses waldstiller Hinterseite zu verlegen. Ein Treppsein, das ich lächelnd die Hühnerstiege nannte, führte hinauf zu meiner Klause. Einst fand mich dort mit Staunen mein allzeit witziger Amtskollege von Peterzell. Als er mich



Cehrlingsheim Oberwinterthur, Strafenseite.

verließ, erklärte er mir mit leichtverstellter Wehmut, mich zum lehtenmal hier oben gesehen zu haben, weil er nicht zum todesmutigen Steigerkorps der Feuerwehr gehöre.

Ich blieb, wo ich war. Die endlich gefundene Ruhe war mir mehr als Morgensonne und Straße, Dorfbrunnen, Garten und alle Serrlichseiten, die ich durchs Fenster meines verlassenen Baradieses gesehen hatte. Bom einzigen Fenster aus sah ich übrigens den Hemberg mit seinen zwei Kirchen, und hinter ihm die Hörnlikette, an deren Fuß ich meine Heimat und — solang ich unverheiratet war — die Spenderin kommenden höchsten Glückes wußte.

Weil ich aber doch im Grunde das Zeug zu einem wahrhaftigen Einsiedlertum nicht hatte und nebenbei einer trefflichen Meinung meines vorhin erwähnten Kollegen huldigte: Alzuvieles Studieren verkrümme den schönsten Rücen, so besann ich mich, zumal nach der Gründung meines Haustandes, darauf, daß es dem Menschen nicht gut sei, zu oft und zu lange allein zu sein. Und so stieg ich denn fleißig vom Scheitel des Hause hinab in die Herztammer, die trauliche Stube. Dort endete stets das Spintisieren, und ein gemütliches Spinnen ohne Spinnrocken hub dafür an zwischen Mund und Mund, zwischen Herz und Serz, ein Spinnen von zarten Erinnerungsfäden aus der Kunkel verzgangener Erlebnisse und ein Herzusziehen goldener Zutunftsfäden aus dem Werg der Hosffnung und der Liebe.

Wohl dir, du Haus, dem zwischen Estrich und Keller, Küche, Werkstatt und Kammern die Stube nicht fehlt, das friedes und freudeschaffende Zentrum, wo der Mittag und Abend, vor allem aber der Sonntag wieder einigt, was Tagewerk und Werktag getrennt, wo die Zungen reden, die schwiegen, die Geister erwachen, die schließen und die Heismatlieder ertönen, die nicht aufgekommen sind gegen den Welklärm des Tages.

Fünf Pfarrhäuser habe ich samt den Meinen im Lauf von drei Iahrzehnten bewohnt. Das erste steht meinem Serzen am nächsten. Die andern waren größer und schöner. Das Pfarrhaus unterm Hamm war die Hüterin meiner jungen Liebe, die Lehrwerkstatt für meine noch ungezügeste Kraft, das Geburtshaus meiner Kinder, die Hochwacht, von der ich später in die heiße Niederung stieg, um ihres Berg-

segens nie anders als mit Wehmut zu gedenken. Das alles wob in der Erinnerung ums erste Pfarzhaus einen Glorienschein, und am meisten hat dazu vielleicht die heimatliche Stude getan, das Serzdes Hausen, darinnen Fuhdoden und Decke so nah beisammen waren, daß man das Gefühl hatte, hier könnten auch Erde und Himmel nicht allzuweit auseinander sein.

Lehrlingsfürsorge.

Fürsorge — das ist die soziale Parole der Nachkriegszeit. Sie kennzeichnet die Fehler der Bergangenheit, die Not der Gegenwart, die Gefahr der Jukunft. Borsorgen und Verhüten ist ihr Sinn, sie bedeutet Licht und Luft dem Ausstrebenden, Silfe dem Willigen, Wegweisung dem Unsichern, sie dient dem Geistigen und Gesunden in unserer Gesellschaft im Rampf gegen das Faule und Fassche. Nicht Verweichtichung, Uevertragung der perwintigen Pflichten auf die Algemeinheit darf sie sein, sondern ihr

einfachster Zweck ist die gemeinsame Vetämpfung des Unguten, Untauglichen, Unvollkommenen durch die gemeinsame Pflege der nach den höchsten Zielen gerichteten individuellen und sozialen Kräfte. Diese Art Fürsorge ist gefühlse wie versstandesmäßig gleicherweise gerechtfertigt und ermöglicht sedem die Mitarbeit. Die Bestrebungen "Pro Juventute" wirken in diesem Sinne.

Den Schulentlassen soll die diesjährige Sammlung zugute kommen. Die Lehr= und Reifejahre der Juzend sind für die Fürsorge die schwerste, umfangreichste, — die dankbarste Aufgabe. In dieser Zeit bricht das in den letzten Schuljahren oft einschlummernde Gefühlsseben wieder aus dem Innersten auf, alse Zugänge in die Seele sind geöffnet,



Lehrlingsheim Oberwinterthur, "Schuhpukete".

das mächtige Weltleben greift mit tausend Händen nach den jungen Menschen. Im Strudel den Weg zu finden, der schön, eigen, das persönliche Wesen fördernd und im